

»[L]’*inconscient, c’est le discours de l’Autre.*«*

Johannes Binotto

Als »gleichschwebende Aufmerksamkeit« hat Sigmund Freud in seinen Handreichungen zur psychoanalytischen Technik die Rezeptionshaltung der Psychoanalyse beschrieben.¹ Dass damit auch eine Aufmerksamkeit gegenüber unterschiedlichen medialen Formaten gemeint sein könnte, scheint indes nur wenigen aufgefallen zu sein. Umso stärker hat Friedrich Kittler darum am Psychoanalytiker Jacques Lacan dessen Formatbewusstsein hervorgestrichen, sei dieser doch »der erste und darum auch letzte Schreiber, dessen Schriften einfach *Schriften*, dessen Rundfunkinterview einfach *Radiophonie* und dessen Fernsehsendung einfach *Télévision* hießen.«² Doch während sich für Kittler in Lacans »Medienklartext seiner Titelgebung« vor allem zeigt, wie die Entwicklung der Psychoanalyse mit dem Ende des Schriftmonopols einhergehe, unterschlägt er dabei stillschweigend jene vierte Medienpraxis, die bei Lacan noch vor dem Schrift-Schreiben, dem Funk-Sprechen und dem Fern-Sehen kommt und die zugleich alle diese Praktiken und mithin die psychoanalytische Praxis überspannt und anleitet: die Text-Lektüre.

* Jacques Lacan: »Le séminaire sur ›La lettre volée‹«, in: ders.: *Écrits*, Paris 1966, S. 11–61, hier S. 16. Dt.: Jacques Lacan: »Das Seminar über ›Der gestohlene Brief‹«, in: ders.: *Schriften I. Vollständige Ausgabe*, übers. von Hans-Dieter Gondek, Wien, Berlin 2016, S. 12–73, hier S. 18.
1 Sigmund Freud: »Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung« (1912), in: ders.: *Gesammelte Werke*, Bd. 8: *Werke aus den Jahren 1909–1913*, London 1943, S. 375–387, hier S. 377.
2 Friedrich Kittler: »Die Welt des Symbolischen – eine Welt der Maschinen«, in: ders.: *Draculas Vermächtnis. Technische Schriften*, Leipzig 1993, S. 58–80, hier S. 64.

Nicht nur, dass der von Lacan für die psychoanalytische Bewegung der Nachkriegszeit geforderte »retour à Freud«³ konkret eine Rückkehr zu Freuds Texten meinte, die es wieder und anders zu lesen gilt – auch Lacans eigene *Schriften* beginnen mit einer Lektüre. Seine 1966 herausgegebenen *Écrits*, ein wuchtiger Buchblock von über 900 Seiten, versammelt erstmals Lacans zuvor nur verstreut erschienene und mithin kaum aufspürbare Aufsätze und Seminartexte und wird bald zur publizistischen Sensation weit über die psychoanalytischen Kreise hinaus. Den Anfang dieses *opus magnum*, mit dem Lacan seine Lehre einer breiten Öffentlichkeit vorlegt, macht aber ausgerechnet »Le séminaire sur ›La lettre volée« – ein Leseseminar, in der allerdings weder ein Freud'scher noch sonst ein fachspezifischer Text untersucht wird, sondern die *short story* »The Purloined Letter« von Edgar Allan Poe. Während sich sonst in den *Écrits* die Abfolge der Texte nach der Chronologie ihres Entstehens richtet, springt dieses Seminar aus der Reihe und wird von Lacan, sogar gegen den Willen seines Verlegers François Wahl,⁴ an die erste Stelle gesetzt, was die offenbar herausragende Bedeutung gerade dieses Textes noch betont. So macht schon ein Blick ins Inhaltsverzeichnis von Lacans *Schriften* klar, welche Leitfunktion nicht nur die Lektüre, sondern genauer: die *Literaturlektüre* für die Psychoanalyse einzunehmen hat und wie eng verwandt mithin psychoanalytische Interpretation und literaturwissenschaftliches Lesen sind.

Tatsächlich ist bereits Poes Erzählung, die dritte seiner Kriminalgeschichten um den Detektiv Auguste Dupin, ein hochgradig selbstreflexiver Text, in dem es unentwegt um Fragen der Lesbarkeit geht: Erzählt wird die Geschichte eines kompromittierenden Briefs, den ein hinterhältiger Minister aus dem Kabinett

3 Vgl. Jacques Lacan: »La chose freudienne ou Sens du retour à Freud en psychanalyse« in: ders.: *Écrits*, a.a.O., S. 401–436.

4 Vgl. Elisabeth Roudinesco: *Jacques Lacan. Bericht über ein Leben, Geschichte eines Denksystems*, Köln 1996, S. 484.

der Königin entwendet und vor ihren Augen gegen einen anderen austauscht – ein Vorgang indes, gegen den sich die Königin nicht wehren kann, weil sie sonst die Aufmerksamkeit des ebenfalls anwesenden, aber ahnungslosen Königs auf den heiklen Brief richten würde. Um sich gegen eine mögliche Erpressung zu schützen, lässt die Königin zwar in den folgenden Tagen die Wohnung des Ministers akribisch von der Polizei untersuchen, doch sind die Beamten nicht fähig, den gefährlichen Brief zu finden. Erst dem Detektiv Dupin gelingt es schließlich, diesen aufzuspüren, weil er erkennt, dass die beste Methode, den Brief zu verstecken, darin besteht, ihn gar nicht in einem jener Geheimverstecke zu deponieren, nach denen die Polizei sucht, sondern vielmehr offen auf der eigenen Briefablage (wenn auch umgestülpt, angerissen und mit neuem Siegel versehen) zu legen. Dort findet Dupin den Brief denn auch und erstattet ihn der Königin zurück, allerdings nicht ohne beim Minister seinerseits einen weiteren Brief als Ersatz zu hinterlassen.⁵

Poes Kurzgeschichte inszeniert also die Reise eines Textes, der von Hand zu Hand, von Figur zu Figur geht, ohne indes dabei je dessen Wortlaut anzugeben. So erfahren wir bis zum Schluss nicht, was in dem ominösen Brief, um den sich doch alles dreht, denn nun eigentlich steht. Mit gutem Grund. Offensichtlich hat der Brief ja ganz unterschiedliche Bedeutungen, je nachdem, wer ihn besitzt: Für die Königin bedeutet er eine intime Botschaft, für den König den Beweis der Untreue seiner Frau, und für den Minister bedeutet er Macht. Mit dem Wechsel von einer Person zur anderen kommt auch dem Brief eine andere Funktion zu: Zur Bedrohung für die Königin wird er erst in den Händen des Ministers, während dieser umgekehrt die durch den Brief verliehene Macht nur auskosten kann, solange der Brief noch nicht geöffnet und sein Inhalt nicht bekannt gemacht worden ist.

5 Vgl. Edgar Allan Poe: »The Purloined Letter«, in: *Poetry and Tales*, hg. von Patrick Quinn, New York 1984, S. 680–698.

Der ominöse Brief, der keinen bestimmbaren Inhalt hat, erweist sich damit für Lacan als »reiner Signifikant«, als schieres Zeichenmaterial, das alles und nichts bedeuten kann. Wie sehr eine solche Lesart des Briefes als bloßer Vertreter sprachlicher Zeichen bereits bei Poe angelegt ist, wird einem klar, wenn man bedenkt, dass das englische »letter« (ebenso wie das französische »lettre«) nicht nur Brief, sondern zugleich schlicht »Buchstabe« bedeutet. Statt über eine Bedeutung zu verfügen, die sich ein für alle Mal bestimmen ließe, fungiert Lacan zufolge der Signifikant des Buchstabens/Briefes bei Poe vielmehr als reines »symbole que d'une absence« – »Symbol nur einer Abwesenheit«. ⁶ Natürlich hat Lacan hier nicht nur Ferdinand de Saussures Definition des sprachlichen Zeichens als unselbstverständlicher Verbindung von Wortbedeutung (*signifié*) und Lautbild (*signifiant*) im Kopf, sondern insbesondere dessen epochemachende Überlegungen zum »sprachlichen Wert« (auf die er sich an anderer Stelle in den *Écrits* explizit und ausführlich bezieht). ⁷ »Dans la langue il n'y a que des différences« heißt es bei Saussure, ⁸ und entsprechend hat auch der reine Signifikant des Briefes keine ihm eigene Bedeutung, sondern nimmt diese erst in der Unterscheidung von anderen Signifikanten und im unterschiedlichen Gebrauch der Figuren an.

Dieser differierende Signifikant, der gerade *aufgrund* seiner Leere lauter neue (Be)Deutungen generiert, ist indes auch kennzeichnend dafür, wie das Unbewusste operiert. Das Unbewusste nistet Lacan zufolge nicht in einem verborgenen, gleichsam unterirdischen Winkel der Seele, wie es etwa der gerne irrtümlich als Synonym verwendete (indes bereits von Freud als irreführend abgelehnte) Begriff des »*Unterbewusstseins*« sugge-

6 Lacan: »Le séminaire sur ›La lettre volée‹«, a.a.O., S. 24. Dt.: Lacan: »Das Seminar über ›Der gestohlene Brief‹«, a.a.O., S. 29.

7 Besonders in: Jacques Lacan: »L'instance de la lettre dans l'inconscient ou la raison depuis Freud«, in: ders.: *Écrits*, a.a.O., S. 493–626.

8 Ferdinand de Saussure: *Cours de linguistique générale. Édition critique préparée par Tullio de Mauro*, Paris 1979, S. 166.

riert.⁹ Das Unbewusste befindet sich nicht *unter* dem Bewusstsein, sondern ist in diesem selbst am Werk. Statt in einer angeblichen Innerlichkeit des Subjekts eingekapselt zu sein, äußert sich das Unbewusste gerade in jenen sprachlichen Prozessen, welche auch das Bewusstsein prägen. Bekanntlich erkennt Freud besonders prägnante Äußerungen des Unbewussten in Phänomenen wie dem Rebus des Traums, der Fehlleistung des Versprechers oder dem Witz, in lauter Phänomenen also, die sich nicht etwa jenseits der Sprache, sondern gerade in ihr und durch sie ereignen.¹⁰ Und so geht auch Lacan davon aus, dass sich das Unbewusste insgesamt in den äußerlichen Sprachzeichen bemerkbar macht, welche zwischen den Subjekten zirkulieren, ohne dass diese sich dieser Eigenmächtigkeit der Zeichen wirklich bewusst wären. Die Figuren in Poes Erzählung meinen zwar, den Brief besitzen und für ihre Zwecke benutzen zu können. In Wahrheit aber ist es umgekehrt der Brief, welcher die Figuren in ihren Aktionsmöglichkeiten lenkt. Statt dass der Brief von einer Figur zur anderen wandert, werden viel-

9 Zur Kritik des Begriffs vgl. Sigmund Freud: »Eine Frage der Laienanalyse«, in: ders.: *Gesammelte Werke*, Bd. 14: *Werke aus den Jahren 1925–1931*, London 1948, S. 207–296, hier S. 225; Peter Gay (Hg.): *The Freud Reader*, New York 1995, S. 576; Johannes Binotto: »There Are No Subbasements. Zur Oberflächlichkeit von Film, Erinnerung und Unbewusstem«, in: Ute Holle und Matthias Witmann (Hg.): *Memoryscapes. Filmformen der Erinnerung*, Zürich, Berlin 2014, S. 181–198.

10 Lacan attestiert denn auch Freud an anderer Stelle der *Écrits*, mit seinen entsprechenden Untersuchungen zu diesen Phänomen letztlich Saussures Linguistik vorweggenommen zu haben: »Ne sont-ce pas là, en effet, les trois registres, objets des trois ouvrages primordiaux où Freud a découvert les lois de l'inconscient et [...] à enoncer ces lois dans leur détail, n'a fait que formuler avant la lettre celles que Ferdinand de Saussure ne devait mettre au jour que quelques années plus tard [...].« – »Sind das da in Wirklichkeit nicht die drei Register, Gegenstände der drei grundlegenden Werke, in denen Freud die Gesetze des Unbewussten entdeckt hat und [...] mit der Aussage dieser Gesetze in all ihren Einzelheiten nichts anderes getan hat als *avant la lettre* die Gesetze zu formulieren, die Ferdinand de Saussure erst einige Jahre später ans Licht bringen sollte [...].« Jacques Lacan: »La psychanalyse et son enseignement«, in: ders.: *Écrits*, a.a.O., S. 427–540, hier S. 446–447. Dt.: Lacan: »Die Psychoanalyse und ihre Lehren«, in: ders.: *Schriften I*. a.a.O., S. 514–540, hier S. 526.

mehr umgekehrt die Figuren durch den Brief auf neue Handlungspositionen gerückt. Marshall McLuhans durchaus ernst gemeinten Kalauer, wonach das Medium nicht nur »Message«, sondern auch »Massage« sei,¹¹ also nicht nur immer etwas anderes kommuniziert, als seine Benutzer meinen, sondern dabei eben diese Benutzer auch massiert und umformt,¹² das erfahren bereits Poes Figuren am eigenen Leib. Der verschlagene Minister etwa scheitert nicht zuletzt daran, dass er verkennt, wie sehr auch er jenem Signifikanten unterworfen ist, den er in seine Gewalt gebracht zu haben glaubt. Denn in dem Moment, in dem er den Brief entwendet, wird er selber zum potentiell Bestohlenen (was auch prompt eintritt). Im selben Augenblick, da er den Brief behündigt, begibt er sich in Tat und Wahrheit selber in dessen Hand.

Genau das ist auch gemeint mit jener kryptischen Formel, die das Zentrum dieses Textes wie auch der ganzen *Écrits* und mithin von Lacans Lehre darstellt: »[L]'inconscient, c'est le discours de l'Autre.« – »Das Unbewusste ist der Diskurs des Anderen.«¹³ Statt in unserem Innern vergraben zu sein, kommt das Unbewusste von außen und vom Anderen her, wobei mit diesem Anderen nicht ein konkretes Gegenüber, sondern vielmehr die radikale Alterität des Zeichensystems an sich gemeint ist, das, was Lacan »das Symbolische« nennt. Dieses Symbolische beherrscht man nicht, sondern man ist ihm und seinen rätselhaften Signifikanten vielmehr ausgeliefert, ebenso wie man auch die eigene Sprache nicht erschaffen hat, sondern in sie eingesetzt, buchstäblich hineingeboren wird. Die Konfrontation mit Zeichen, deren Bedeutung einem ungewiss sind und die einen dabei aber gleichwohl strukturieren und bestimmen,

11 Vgl. hierzu den Beitrag von Stefanie Heine zu McLuhan/Fiore in diesem Band.

12 »All media work us over completely [...], they leave part of us untouched, unaffected, unaltered. The medium is the massage.« Marshall McLuhan, Quentin Fiore: *The Medium is the Massage*, New York 1967, S. 26.

13 Lacan: »Le séminaire sur ›La lettre volée‹, a.a.O., S. 16.

kennt tatsächlich jedes Kind: Bereits im Mutterleib hören wir Stimmen sprechen; über unseren Namen und symbolischen Platz im Familiengefüge wird schon diskutiert, noch ehe wir auf der Welt sind, geschweige denn selbst zu sprechen angefangen haben.

Doch diese radikale Andersheit des Symbolischen vermindert sich auch dann nicht, wenn wir nicht mehr Kind sind und glauben, die Sprache gelernt zu haben. Denn wenn die Zeichen sich gemäß Saussure nur über ihre gegenseitige Differenz bestimmen lassen und die sichtbaren Signifikanten nicht zwingend, sondern nur arbiträr jeweiligen Signifikaten zugeordnet werden, bleibt die angebliche »Ordnung« des Symbolischen für immer irritierend instabil. Nichts anderes zeigt sich denn auch alltäglich in der analytischen Praxis, wenn die Patientinnen und Patienten auf der Couch bezeugen, wie etwa ein scheinbar eindeutiges Wort ungeahnte Ängste bei ihnen auslösen kann und vermeintliche banale Phänomene zu symptomatisch überdeterminierten Zeichen werden, die es zu lesen gilt, ohne dass einem dabei passende Wörterbücher zur Verfügung stünden.

Die Literatur freilich weiß von solchen Möglichkeiten längst schon vor jeder Psychoanalyse: Denn dass sich die Worte nicht in einem einzigen lexikalischen Sinn erschöpfen, sondern sich umwerten und neu lesen lassen, ist in der dichterischen Praxis schlicht der Normalfall, und ein Text wie Poes Erzählung mit ihren wandernden und dauernd sich umschreibenden *Lettern* dupliziert damit eigentlich bloß auf der Ebene der Handlung, was Schreibende und Lesende ohnehin die ganze Zeit tun.

Dieses Rutschen der sprachlichen Zeichen zur Grundlage zu nehmen, das ist revolutionär für die Psychoanalyse, weil Lacan damit all jenen Tendenzen innerhalb des eigenen Fachs eine Absage erteilt, welche die analytische Praxis gerne als bloße Anwendung eines orthodoxen Wissens verstehen möchten. Tatsächlich gibt es bei Freud selbst solche Tendenzen, insbesondere etwa in jenen Passagen der *Traumdeutung*, wo er den Traumsymbolen bestimmte stereotype Bedeutungen zuweist

(ein Hut steht fürs Genital... etc.).¹⁴ Doch demgegenüber setzt eine folgenreiche Fußnote Freuds (die auch von Lacan besonders hervorgehoben wird) einen ganz anderen Akzent, indem Freud hier nicht mehr die verborgene Bedeutung, sondern vielmehr die sprachlichen Umformungsprozesse selbst, welche die latenten Traumgedanken in Traumerzählungen verwandeln (die sogenannte »Traumarbeit«), als »das Wesentliche am Traum« deklariert.¹⁵ Statt also ein Lexikon des Unbewussten liefern zu können, in dem sich die jeweilige Bedeutung eines Traumsymbols nachschlagen lässt, ist die Psychoanalyse vielmehr gezwungen, sich auf das unabschließbare Spiel der Signifikanten einzulassen, die von Analysant zu Analysantin und von Äußerung zu Äußerung in immer wieder neue Konstellationen treten und Bedeutungseffekte generieren, ohne allerdings in diesen imaginären Bildungen aufzugehen.

Die Unbändigkeit des Symbolischen, die von keiner imaginären Bedeutung gezähmt werden kann, zeigt sich letztlich auch darin, dass Lacan in einem der letzten Texte der *Écrits* den Freud'schen Satz »Wo Es war, soll Ich werden« eigenwillig umformuliert in »là où c'était, là comme sujet dois-je advenir.« – »Da, wo es war, da soll ich als Subjekt ankommen.«¹⁶ Während Freuds ursprüngliche Formulierung gerne so verstanden wird, dass es in der Analyse darum gehen müsse, das unbewusste Es zu überwinden und an seiner Stelle die Herrschaft des bewussten Ichs zu installieren, fordert Lacan genau das Umgekehrte,

14 Vgl. Sigmund Freud: *Gesammelte Werke*, Band 2/3: *Die Traumdeutung/Über den Traum*, London 1942, S. 365ff.

15 Ebd. Fußnote 2 auf S. 510f. Die beiden wesentlichen Verfahren der Traumarbeit, Verdichtung und Verschiebung, wird Lacan (im Anschluss an die Überlegung Roman Jakobsons) mit den rhetorischen Tropen der Metapher und der Metonymie identifizieren. Vgl. Roman Jakobson: »Two aspects of language and two types of aphasic disturbances« in: ders., Morris Halle: *Fundamentals of Language*. Reprint 2. rev. ed. 1971, Berlin, New York 2002, S. 67–96, insbesondere S. 95f.; Lacan: »L'instance de la lettre dans l'inconscient ou la raison depuis Freud«, a.a.O.

16 Jacques Lacan: »La science et la vérité«, in: ders.: *Écrits*, a.a.O., S. 855–877, hier S. 864.

nämlich dass sich das imaginäre Ich dorthin bewegen muss, wo das Es bereits ist. Das Bewusstsein soll erkennen, dass es in jene Signifikantenketten verstrickt ist, welche das Unbewusste bestimmen. Poes Geschichte und mithin die Literatur im Allgemeinen sind nichts anderes als der exemplarische Schauplatz, wo diese Bewegung andauernd stattfindet: Wo Literatur ist, muss Psychoanalyse ankommen!

Revolutionär für die *Literaturwissenschaft* ist das, weil Lacan damit der Dichtung attestiert, dass es in ihr um nichts weniger als das Ganze des Subjekts und seiner Psyche gehe. Die Dichtung mit ihren poetischen und rhetorischen Verfahren, ihren Möglichkeiten, Mehrdeutigkeiten zu produzieren und die anscheinend gültigen Wort- und Sinnbezüge neu anzuordnen, dient Lacan nicht nur als bloße Analogie für die Prozesse der Psyche. Vielmehr zeigt die Literatur diese Prozesse selbst und in Aktion. Der spielerische Umgang der Literatur mit den vermeintlichen Regeln der Sprache ist also eine durchaus ernste Sache, weil sich in ihnen, Lacan zufolge, nichts Geringeres als der stotternde Mechanismus eines unentwegt vom Unbewussten durchkreuzten Bewusstseins zeigt.

Lacans Bezugnahme auf die Literatur hat deshalb rein gar nichts mehr mit dem gemein, was man zuweilen leider bis heute unter psychoanalytischer Literaturwissenschaft versteht, nämlich mit dem Besteck psychoanalytischer Terminologie die Figuren einer Erzählung taxieren oder in Form einer biografischen Lektüre den literarischen Text als Indiz für allfällige Psychopathologien seines Autors oder seiner Autorin zu nehmen.¹⁷ Auch deswegen ist es so bemerkenswert, dass die *Écrits*

17 Ein reduktionistisches Verfahren, das übrigens bereits Paul Ricœur in seinem 1965 – also gerade ein Jahr vor Lacans *Écrits* – erschienenen Buch *De l'interprétation* kritisiert. Vgl. Paul Ricœur: *De l'interprétation. Essai sur Freud*, Paris 1965, S. 165f. Zum Überblick über die Geschichte der psychoanalytischen Literaturwissenschaft vgl. Eckart Goebel: »Literatur & Psychoanalyse: Historisch-systematische Einleitung«, in: Frauke Berndt und Eckart Goebel (Hg.): *Handbuch Literatur & Psychoanalyse*, Berlin 2017, S. 3–42.

ausgerechnet mit Edgar Allan Poe beginnen, war dieser doch bereits Gegenstand von solchen psychoanalytisch-biografistischen Lektüren geworden.¹⁸ Die reduktionistische Hermeneutik solcher Literaturdeutungen, welche Text und Autor gleichsam auf die Couch legen, lehnt Lacan freilich nicht nur deshalb ab, weil sie der Komplexität des literarischen Gegenstands, sondern auch (und vor allem), weil sie der Freud'schen Theorie nicht gerecht werden.

Der blinde Fleck diese Deutungen liegt mithin genau in ihrem Anspruch auf Deutungshoheit und im imaginären Glauben, die Psychoanalyse verfüge über einen Meisterdiskurs, der es ihr erlauben würde, quasi aus wissender Distanz *über* ihren Gegenstand zu urteilen. Ein solcher Anspruch erweist sich indes als genau so naiv wie der Minister in Poes Erzählung, der glaubt, die Bedeutung des Briefs für die Königin sehen und entsprechend ausnutzen zu können, dabei aber ganz und gar blind dafür ist, wie sehr er selber durch den Brief in eine Position der Hilflosigkeit gerückt wird.

Eine Außenposition, so hält Lacan stattdessen fest, *kann* es nicht geben: weder für die Figuren in Poes Erzählung noch für die Psychoanalyse. »[I]l n'y a pas de métalangage« – »es gibt keine Metasprache«,¹⁹ so macht Lacan an anderer Stelle der *Écrits* (und notabene noch vor Jacques Derrida) unmissver-

18 Vgl. Joseph Wood Krutch: *Edgar Allan Poe: A Study in Genius*, New York 1926, sowie: Marie Bonaparte: *Edgar Poe. Étude psychanalytique*, Paris 1933. Dabei ist besonders auf letztere Studie hinzuweisen: Marie Bonaparte war nicht nur Analysantin, sondern zugleich auch wichtigste Gönnerin Freuds. Freud selbst schreibt denn auch für diese Studie ein Vorwort, in dem er allerdings bereits selbst warnt, »solche Untersuchungen sollten nicht das Genie des Dichters erklären«. Sigmund Freud: »Vorwort zu ›Edgar Poe, étude psychanalytique: par Marie Bonaparte«, in: ders.: *Gesammelte Werke*, Bd. 16: *Werke aus den Jahren 1932–1938*, London 1950, S. 276. Vgl. auch Shoshana Felman: »On Reading Poetry: Reflections on the Limits and Possibilities of Psychoanalytical Approaches«, in: John P. Muller und William J. Richardson (Hg.): *The Purloined Poe. Lacan, Derrida, and Psychoanalytical Reading*, Baltimore 1988, S. 133–156, hier S. 138–143.

19 Jacques Lacan: »Subversion du sujet et dialectique du désir dans l'inconscient freudien«, in: ders.: *Écrits*, a.a.O., S. 793–827, hier S. 813.

ständig klar und beschreibt damit auch das grundlegende Dilemma der Psychoanalyse: Als ›talking cure‹ unterliegt sie unweigerlich selbst eben jenen Bewegungen der Sprache, die sie zu analysieren versucht. Schön darum auch, dass bereits der Begriff der ›Sprechkur‹ selbst nicht etwa vom Analytiker Freud, sondern von einer seiner Patientinnen stammt.²⁰ Im Übertragungsprozess der Signifikanten, in welche der Analytiker genauso eingespannt ist wie seine Patientin, gibt es keine etablierte Fachsprache, auf die man zurückgreifen könnte, vielmehr muss das psychoanalytische Sprechen erst und jedes Mal von den Analysierenden ebenso, wie von den Analysierten, neu erfunden werden.

Das ist aber nicht nur das (durchaus produktive) Dilemma der Psychoanalyse, sondern auch der Literaturwissenschaft, die sich ebenfalls der Paradoxie ausgesetzt sieht, bei ihrer Untersuchung von Texten notwendigerweise selber Texte zu Texten zu produzieren, ohne Abschluss. Die Unmöglichkeit einer Metasprache macht sich gerade auch in der Literaturwissenschaft bemerkbar und hat auch hier zur Folge, dass die Praxis der Literaturwissenschaft, ebenso wie die Praxis der Psychoanalyse, von Text zu Text und von Sitzung zu Sitzung neu entwickelt werden muss.

So dürfte denn klar geworden sein, warum die Psychoanalyse im Anschluss an Lacan nicht mehr nur einen möglichen Zugang zur Literatur unter anderen darstellt. Vielmehr scheint die eine ohne die andere Praxis gar nicht denkbar. Roland Barthes (in dessen Arbeiten es von expliziten und impliziten Verweisen auf Lacan nur so wimmelt) bezeichnet die Psychoanalyse Freuds und Lacans denn auch als jenen epistemischen Bruch, welcher maßgeblich daran beteiligt war, den Gegenstand der modernen Literaturwissenschaft, jenes Objekt namens ›Text‹ (im Unter-

20 Vgl. Sigmund Freud: ›Über Psychoanalyse‹, in: *Gesammelte Werke*, Bd. 8: *Werke aus den Jahren 1909–1913*, London 1943, S. 1–60, hier S. 7.

schied zu dem von der Autorität des Schriftstellers kontrollierten »Werk«), überhaupt erst zur Erscheinung zu bringen.²¹

Die Lacan'sche Psychoanalyse versteht sich als Textanalyse, die indes nur entdeckt, was Texte, wie die von Edgar Allan Poe, bereits machen. Statt also dem einen das Primat vor dem andern zu geben, müssen Literatur und Psychoanalyse in »gegenseitiger Implikation« gesehen werden, wie es Shoshana Felman in ihren Ausführungen zu Lacans Poe-Lektüre formuliert²² – und mithin als gegenseitiges Unbewusstes: »Literature is therefore not simply outside psychoanalysis, since it motivates and inhabits the very names of its concepts, since it is the inherent reference by which psychoanalysis names its findings. [...] We would like to suggest that, in the same way that psychoanalysis points to the unconscious of literature, *literature, in its turn, is the unconscious of psychoanalysis.*«²³

Unweigerlich wird man diesen gegenseitig implizierten Praktiken der Psychoanalyse und Literaturwissenschaft, die sich nicht auf die Kontrollwarte einer Metasprache zurückziehen können, daraus den Vorwurf machen, keine ernsthafte Wissenschaft zu sein. Lacan indes erkennt gerade umgekehrt im Totalitätsanspruch eines positivistischen Wissenschaftsverständnisses einen fatalen Irrtum und mithin gar einen Zug ins Pathologische: So vergleicht er in den *Écrits* die sogenannten »exakten« empirischen Wissenschaften mit einer »paranoïa réussie«. ²⁴ Das von den positivistischen Wissenschaften angestrebte Ideal einer lückenlosen Erklärung ist nämlich genau das, was auch für die Paranoia bezeichnend ist: Die sich verfolgt glaubenden paranoiden Patienten leiden nämlich nicht etwa

21 Roland Barthes: »texte (théorie du)«, in: ders.: *Œuvres complètes*, Bd. 2: 1966–1973, hg. von Éric Marty, Paris 1994, S. 1677–1689, hier S. 1679.

22 Felman: »On Reading Poetry«, a.a.O., S. 152f.

23 Shoshana Felman: »To Open the Question«, in: *Yale French Studies*, Heft 55/56 (1977), S. 5–10, hier S. 9f.

24 Jacques Lacan: »La science et la vérité« in: ders.: *Écrits*, a.a.O., S. 855–877, hier S. 874f.; vgl. dazu auch Dylan Evans: *An Introductory Dictionary of Lacanian Psychoanalysis*, London 1996, S. 172–174.

unter einer Verunsicherung, sondern vielmehr an einem Übermaß an Gewissheit, die keine Zweifel und keine offenen Fragen mehr kennt, sondern das Subjekt vielmehr mit einem alles übergreifenden Sinn erstickt, wie es sich etwa besonders prägnant in der hermetischen Lückenlosigkeit von Verschwörungstheorien zeigt.²⁵ Oder anders gesagt: Die Paranoiden leiden an einem Mangel an Zweifel. Und umgekehrt: Dort, wo absolute Gewissheit angestrebt wird, ist die Paranoia nicht mehr fern.

Nicht umsonst ist eines der typischen Merkmale psychotischer Störungen die Unfähigkeit, Metaphern oder Sprichwörter zu verstehen.²⁶ Und so ist auch die paranoide Psychose, für die es nur uneingeschränkte Gewissheit geben darf, für den mehr- und uneindeutigen Gebrauch von Wörtern notwendigerweise taub – genau so, wie in Poes Geschichte die Polizei in ihrer paranoid-akribischen Totaluntersuchung der Wohnung des Ministers blind für den Signifikanten des Briefes ist. Die Polizei kann den Brief nicht finden, nicht obwohl, sondern gerade weil sie alles durch das Raster einer lückenlosen Empirie betrachtet. Mit Signifikanten aber, die sich nie positiv, sondern immer nur in Differenz, als »purloined letters«, als ent- und umgewendete und auf Abwege gebrachte Buchstaben aufspüren lassen, kann die Paranoia nichts anfangen. Was nicht ausgedeutet werden kann, erscheint ihr als wertloses Nichts, und so verkennen auch die paranoiden Beamten den hingeworfenen, zerrissenen Brief auf der Ablage als ein Nichts, einen bloßen Abfall: »*A letter, a litter, une lettre, une ordure*«. ²⁷ Lacan ist die interessante Homophonie der beiden englischen Wörter für Brief (*letter*) und Müll (*litter*) nicht entgangen. Doch um sie zu hören, muss man ein durch Poesie geschärftes Gehör haben.²⁸ Gegenüber

25 Vgl. Lacan: *Le séminaire. Livre III: Les psychoses (1955–1956)*, Paris 1981, insbesondere S. 88f.

26 Vgl. dazu auch: Bruce Fink: *Eine klinische Einführung in die Lacanische Psychoanalyse*. übers. von Erik M. Vogt, Wien 2005, S. 125–132.

27 Lacan: »Le séminaire sur »La lettre volée«, a.a.O., S. 25.

28 Lacan verweist hier auch auf James Joyce, der ebenfalls mit der Homophonie zwischen »letter« und »litter« spielt, vgl. ebd.

den paranoisch-lückenlosen Wissenschaften positioniert sich die Psychoanalyse als eine andere Wissenschaft, eine Wissenschaft vom Signifikanten als Lücke, Rest und Abfall – als das, was gerade nicht aufgeht und sich nicht einfügt in die etablierten Deutungsmuster.

Auch die Literaturwissenschaft, will sie nicht zu einer paranoiden Hermeneutik der Eindeutigkeit verkrusten, wird keine andere Möglichkeit haben, als sich immer wieder auf eben jenen Rest einzulassen, der sich nicht in den Netzen einer abschließenden Deutung einfangen lässt, und sich mithin auf die differierenden Bewegungen dessen einzulassen, was sich der Eindeutigkeit widersetzt – auf jenes »pluriel du texte« wie das Barthes in *S/Z* nennt, den Text als Pluralität.²⁹

Somit versteht man schließlich auch, warum Lacans *Écrits* möglicherweise so geschrieben sein *müssen*, wie sie geschrieben sind. Stilistisch eigenwillig, rätselhaft, obskur, verwickelt und oft geradezu empörend unverständlich, voller Sprachspiele und Fantasiewörter ähnelt dieses Buch einem poetischen Text viel eher als dem, was man gemeinhin unter »Wissenschaftsprosa« versteht. Doch obwohl sie alles andere als eine Anleitung sind, in der man das Wissen der Lacan'schen Psychoanalyse konsultieren und von dort auf literarische Gegenstände applizieren könnte, stellen die *Écrits* gleichwohl ein Lehrbuch dar, auch für die Literaturwissenschaft. Seine revolutionäre Lektion entfaltet sich dabei genau im Prozess des Lesens, in eben jenem Rutschen der Signifikanten, das in Lacans eigenen Texten nicht nur thematisiert und analysiert, sondern zugleich auch ausagiert wird und das uns als Lesende mitschlittern lässt, unsicher und tastend, von Seite zu Seite.

Wenn Lacan selber seine *Écrits* verballhornend eine unlesbare »poubellication« genannt hat,³⁰ eine Publikation also für den Abfalleimer (*poubelle*), dann sollte, wer das Buch vorschnell

29 Roland Barthes: *S/Z*, Paris 1970, S. 18.

30 Jacques Lacan: *Le séminaire. Livre XX: Encore (1972–1973)*, Paris 1975, S. 29.

und frustriert wegwerfen möchte, doch immerhin jenen ersten Text lesen, der uns klar macht, wie wichtig gerade vermeintlicher Abfall ist. Haben wir nämlich erst zu lesen anfangen, sind wir bereits ins Spiegelkabinett einer endlosen *mise-en-abyme* geraten: Mit den *Écrits* versuchen wir ein Buch zu entziffern, das sich nicht lesen lässt, an dessen Anfang wiederum der Autor eine Erzählung liest, die sich nicht zu Ende deuten lässt, in welcher die Figuren einen Brief zu behändigen versuchen, der ihnen immerzu entwischt. Doch gerade indem der Brief entwischt, reißt er die Figuren mit, verschiebt sie, gestaltet sie um, unbewusst. Und nicht nur sie, sondern auch die beiden Autoren, Poe und Lacan. Und uns dazu. Die Lesenden und die Schreibenden, die Psychoanalyse und die Literaturwissenschaft, sie alle bewegen sich auf der abweichenden Spur eines »discours de l'Autre«, eines Diskurses der niemals ist, sondern der laufend wird – immer wieder anders.

Revolutionen der Literaturwissenschaft 1966–1971

Herausgegeben von
Thomas Fries und Sandro Zanetti

DIAPHANES